



Ein wenig Grusel mit der Geisterbraut Singakademie stellte Dvorak-Oratorium vor

Kino und Fernsehen bieten heutzutage reichlich Spannung, bei denen die Zuschauer bisweilen vor Schauer erzittern können, in denen das Blut spritzt und die Köpfe nur so rollen. Im 19. Jahrhundert waren Bücher oder das Theater gefragt, um ins Gruseln zu kommen. Im Konzertsaal versuchte der böhmische Komponist Antonin Dvorak ebenfalls ein schauriges Zittern bei seinen Zuhörern zu erreichen. In einem Text des Schriftstellers Karel Jaromir Erben fand er die Geschichte, die ganz nach seinem Gusto war. Ihr Inhalt ist eine romantisch-dramatische Darstellung des Leidens, des Schreckens, der lieblichen Ergebenheit, schließlich der Erlösung eines Mädchens, das vergeblich auf den im Krieg gefallenen Bräutigam wartet. Sie lässt sich zu einer Gotteslästerung hinreißen, was den Geist des Toten beschwört. Nach gespenstischem Vorgang wird ihr Gebet zur Gottesmutter Maria erhört.

Diese Erzählung, deren Ursprung in Gottfried August Bürgers Ballade „Lenore“ liegt, entsprang dem Zeitgeist – hinter Unergründbarem vermutete man damals zumeist Geister. Antonin Dvorak vertonte Erbens Geschichte und nannte sein Oratorium „Die Geisterbraut“. Die Uraufführung fand 1884 in Birmingham statt.

Der Sinfonische Chor der Singakademie Potsdam nahm sich des Werkes, das hierzulande kaum bekannt ist, unter der Leitung seines Dirigenten Thomas Hennig an. Das Dvorak-Repertoire deutscher Chöre beschränkt sich weitgehend auf das „Stabat mater“ sowie auf das „Requiem“. Dabei beeindruckten in der „Geisterbraut“ die weit strömende böhmische Melodik, die farbige Nachzeichnung von Dramatik sowie die pathetische Feierlichkeit, alles das, was man an Dvoraks Kompositionen so schätzt, ja liebt. Die herrliche Musik verhilft jedenfalls dem banalen Geschehen zu einiger Bedeutung.

Das Publikum im Nikolaisaal am Sonntagnachmittag war vom Werk und der Aufführung hellauf begeistert. Die Singakademie hat sich mit den Brandenburger Symphonikern sowie den Solisten Martina Rüping, Sopran, Michael Zabanoff, Tenor, und Haakon Schaub, Bass, dem Werk beispielhaft angenommen. Zuvor las Felix Heller Bürgers „Lenore“ als gelungenen Einstieg in die Geschichte.

Thomas Hennig war ein hellhöriger Anwalt und befeuernder Begleiter für all die melodisch einfallreichen Arien, Dialoge und Ensembles. Da knisterte die dramatische Spannung und sogar eine gewisse Grusel-Atmosphäre kam hin und wieder auf. In ihren Effekten erinnern die Chöre manchmal an Verdi und Wagner. Chor und Orchester fanden zu einem beeindruckenden musikalischen Miteinander. Die Symphoniker wussten erwartungsgemäß die Besonderheiten der instrumentalen Malerei kompetent umzusetzen. Dies gab dem Chor ein sicheres Fundament, der allen Schattierungen bestens auf der Spur war.

Das Solistenensemble wirkte auf hohem Niveau. Die ausdrucksstarke und klare, in leuchtender Höhe glänzende Stimme der Sopranistin Martina Rüping, der strahlende Tenor von Michael Zabanoff und der drängend-auftrumpfende Bassist Haakon Schaub, der neben dem Chor die Erzählerrolle übernahm, verhalfen der „Geisterbraut“ ebenfalls zu einer Aufführung, die unbedingt als Bereicherung des Potsdamer Musiklebens gelten kann. *Klaus Büstrin*